

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 18 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1915

**Inhaltsverzeichnis:** See und Wasserfall. Von Nikolaus Lenau. — Nerven und Seele. Von Dr. Alexander Lipschütz. — Der Seelen glaube. Von V. Sommer. (Schluß.) — Feuilleton: Der Sieger.

## See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,      Und dort, mit Donnerhall  
Der See, die Waldumnachtung      Hineilend zwischen Steinen,  
Sind dir ein stilles Bild      Läßt dir der Wasserfall  
Tiefsinniger Betrachtung.      Die kühne Tat erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,  
Betrachtend dich verschließen;  
Dann kühn, dem Bache gleich,  
Zur Tat hinunterschließen.

Nikolaus Lenau.

o o o

## Nerven und Seele.

Von Dr. Alexander Lipschütz.

Wir brauchen wohl hundertmal im Tage das Wort Seele. Wir sprechen vom Seelenleben, von seelischen Erregungen, von der Volksseele, von seelenguten Menschen und so fort. Die christlich-tirchliche Erziehung hat uns daran gewöhnt, die Seele als etwas vom Leibe Gefondertes, für sich Lebendes zu betrachten, das nur auf Zeit in dem Körper eingeschlossen ist und im Tode sich von ihm trennt. Der wissenschaftliche Fortschritt hat dieser Vorstellung den Todesstoß verfehrt. Er hat den Beweis erbracht, daß alles, was wir mit Seele oder Seelenleben bezeichnen, nichts anderes ist, als die Tätigkeit unserer Nervenzellen, vor allem des Gehirns. Wenn wir heute von Seele sprechen, so soll das gebräuchliche Wort nur ein Sammelbegriff sein für die zahllosen Regungen und Lebensäußerungen unseres Gehirns, die uns im einzelnen als Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, Willensregungen zum Bewußtsein kommen.

Aber was ist Gehirn? Woraus ist das Gehirn aufgebaut? Diese Fragen zu beantworten, ist heute ein leichtes. Wir nehmen ein Stückchen Gehirn von der Leiche eines Menschen oder Tieres und bringen es unter das Mikroskop. Wir erkennen, daß das Gehirn wie alle übrigen Organe unseres Körpers aus Zellen besteht. Diese Zellen nennt man Nervenzellen. Sie haben ein sternförmiges Aussehen, und jede Zelle dieser Sterne besitzt einen „Nervenfortsatz“. Der Nervenfortsatz verzweigt sich immer mehr und mehr, und schließlich ist die Nervenzelle von zahlreichen Verzweigungen, einem ganzen Bäumchen, umgeben. Diese Nervenfortsätze mit ihren feinen Endverzweigungen dienen der Verbindung zwischen den einzelnen Nervenzellen innerhalb des Gehirns. Eine Nervenfasern der Nervenzelle ist durch besondere Dicke und Länge ausgezeichnet. Aus den dicken Nervenfasern setzen sich die Nerven zusammen, die aus dem Gehirn nach außen führen und so die Verbindung mit den übrigen Organen des Körpers und der Außenwelt herzustellen. Jeder einzelne Nerv besteht aus einem ganzen Bündel Nervenfasern, die zahlreichen Nervenzellen des Gehirns angehören. Das Gehirn liegt in der knöchernen Schädelkapsel. Diese hat auf ihrem Boden ein Loch, durch das die Fortsetzung des Gehirns zum Rückenmark hinunterführt.

Wie das Gehirn, so besteht auch das Rückenmark aus Nervenzellen, die sich ebenfalls nach allen Seiten verzweigen und der Verbindung der einzelnen Nervenzellen miteinander dienen. Auch hier hat jede Nervenzelle einen dickeren und längeren Fortsatz, der mit anderen dicken Nervenfortsätzen zusammen einen Nerv bilden und aus dem Rückenmark nach außen treten kann. Gehirn und Rückenmark bilden zusammen das zentrale Nervensystem.

Die Nerven, die aus Gehirn und Rückenmark nach außen treten, sind zweierlei Art. Man unterscheidet Empfindungsnerve und Bewegungsnerve. Die Empfindungsnerve verbindet das Gehirn und das Rückenmark mit unseren Sinnesorganen, mit denen wir die Außenwelt empfinden. Sinnesorgane sind Auge, Ohr, die Schleimhaut unserer Nase und die Schleimhaut unserer Zunge und die übrige Haut des Körpers, mit der wir die Dinge der Außenwelt tasten. Die Bewegungsnerve führen vom Gehirn und dem Rückenmark nach den Muskeln unseres Körpers und veranlassen diese, sich zu bewegen, Arbeit zu leisten.

Wie nehmen wir die Dinge der Außenwelt wahr? Worin besteht der Vorgang, den wir empfinden und erkennen heißen? Ein einfaches Beispiel soll uns das klarmachen. Vor uns liegt ein unbekanntes Etwas. Wir sehen, es ist klein und rot. Wir betasten es, es ist weich und glatt. Wir schmecken es, es ist süß. Und nun hören wir, daß die Menschen dieses Etwas „Kirsche“ nennen. Aus diesen verschiedenen Empfindungen entsteht für uns der Begriff Kirsche. Wie ist das zugegangen? Die Kirsche hat zuerst unser Sehorgan, das Auge in Erregung versetzt, gereizt. Der Empfindungsnerve hat diese Erregung zum Gehirn fortgeleitet. Dasselbe geschah mit den Erregungen, die in unseren Geschmacks-, Tast- und Gehörorganen hervorgerufen wurden. Die Empfindungsnerve haben alle Eindrücke an das Gehirn weitergegeben. Jedes Sinnesorgan hat ein ganz spezielles, ihm zugeordnetes Gebiet im Gehirn, mit dem es durch den Empfindungsnerve in Verbindung steht. Es sind also die Nervenzellen dieser verschiedenen Gehirnsgebiete in Erregung geraten. Eine solche Erregung nennen wir Empfindung. Da aber alle Nervenzellen im Gehirn durch ihre feinverzweigten Nervenfortsätze miteinander in Verbindung stehen, vermögen sich auch die verschiedenen Empfindungen einander mitzuteilen. Es entsteht ein einheitliches Bild in unserem Bewußtsein, eben jenes Bild der Kirsche, die wir gesehen, betastet, geschmeckt und deren Namen wir gehört haben.

Jede Reizung der Nervenzellen, also jede Empfindung, hinterläßt Spuren in den betreffenden Nervenzellen. Die Gesamtheit dieser Spuren bildet das Erinnerungsbild, das wir fortan mit uns herumtragen. Es genügt von jetzt ab, die Kirsche nur zu sehen oder nur von ihr zu hören, um sofort alle Gehirnsgebiete in Erregung zu versetzen, die bei der ersten Wahrnehmung der Kirsche gereizt wurden. Aber woher wissen wir denn, daß unsere Empfindungen nichts anderes sind, als die Erregung bestimmter Gebiete, bestimmter Zellgruppen unseres Gehirns? Und worin bestehen die Spuren, die die Empfindungen zurücklassen? Vor gegenwärtigen wir uns kurz die Beobachtungen und Versuche, die allmählich zu dieser Auffassung geführt haben: Aus einer Reihe von Beobachtungen wissen wir, daß man durch verschiedene Mittel, durch „Gifte“, das Bewußtsein des Menschen ausschalten kann. Jeder kennt die sogenannte Morose. Man atmet Äther oder Chloroform ein und wird dadurch bewußtlos. Dasselbe geschieht, wenn man Leuchtgas oder Kohlenäure einatmet. Was ist hierbei vorgegangen? Das durch die Atmung in die Lunge aufgenommene Gift ist in das Blut übergetreten und mit dem Blut in das Gehirn gelangt. Die Vergiftung, besser Lähmung unserer Nervenzellen im Gehirn ist also schuld an unserer Bewußtlosigkeit. Ebenso schwindet das Bewußtsein, wenn man einem Menschen die Blutgefäße zusammendrückt, die zum Gehirn führen. Das Gehirn ist blutleer geworden, die Nervenzellen können nicht mehr arbeiten. Diese Erfahrungen lehren uns, daß alle Bewußtseinsvorgänge an einen tätigen Zustand der Nervenzellen geknüpft sind. Alles, was diese Nervenzellen an der Tätigkeit hindert, lähmt, führt zum Schwinden des Bewußtseins, zum Aufhören der Denktätigkeit. Also ist alles Denken Tätigkeit der Nervenzellen. Was wir Bewußtsein nennen, ist nichts anderes, als die Summe der Erregungen, die in den Nervenzellen des Gehirns von den Dingen der Außenwelt gesetzt worden sind und fortwährend gesetzt werden.

Weiter: bestimmte Sinnesorgane stehen mit ganz bestimmten Zellgruppen des Gehirns in Verbindung. Das folgt aus unzähligen Versuchen am lebenden Tier und aus einer wichtigen Tatsache: Wenn der Einfluß bestimmter Krankheiten bestimmte Teile des Gehirns zerstört, so werden ganz bestimmte Empfindungen ausgeschaltet, das heißt sie hören auf.

Die Vorstellung, das Gedankenbild eines Gegenstandes erscheint unserem Bewußtsein als etwas Einheitliches. In Wirklichkeit ist es aus vielen Einzelempfindungen zusammengekehrt, gewissermaßen ein Mosaikbild. Und wie man das einheitliche Mosaikbild in die einzelnen Steine zerlegen kann, so kann man auch das anscheinend einheitliche Gedankenbild in die einzelnen Empfindungen zerlegen. Das sieht man besonders deutlich an jenen Fällen, wo die Tätigkeit des einen oder des anderen Sinnesorgans ganz ausgeschaltet ist, zum Beispiel bei blindgeborenen Personen. Für eine blindgeborene Person ist das Gedankenbild der Kirsche tatsächlich anders gestaltet als für einen normalsichtig geborenen Menschen.

Im Bewußtsein des Blindgeborenen fehlen im Wilde der Kirche jene Bestandteile, die durch das Auge vermittelt werden. Kirche ist ihm etwas, was man tasten, schmecken und dessen Namen man hören kann, nicht etwas, was man auch zu sehen vermag. Es fehlt in dem Gedankenbild gewissermaßen jener Mosaikstein, der durch das Auge vermittelt wird. In der gleichen Weise verändert sich für uns irgendein Gedankenbild im Laufe der Zeit, wenn wir es durch neue Empfindungen ergänzen können, wenn ein neuer Stein in das Mosaik eingefügt wird. Stellen wir uns vor, wir haben irgendeine Frucht bisher nur gesehen und beim Namen nennen gehört, aber noch niemals geschmeckt. Wenn wir sie zum ersten Male geschmeckt haben, so ist uns das Gedankenbild anders geworden, als es früher war. Und wenn wir nunmehr den Namen dieser Frucht nennen hören, etwa einer Banane, so erwachen in uns andere Gedankenbilder als früher, wo wir die Frucht noch niemals geschmeckt hatten.

Ich denke an meinen Freund. Das heißt, daß ich mich seiner erinnere. Mein Freund ist ein Mensch, der so und so aussieht, solche und solche Handlungen begeht, so und so spricht, und den und den Namen führt. Alles, was in meinem Bewußtsein wach wird, wenn ich an meinen Freund denke, sind Spuren früherer gehabter Empfindungen. Alles Denken beruht auf der Fähigkeit, sich zu erinnern, zu gedenken. Man kann nur über Dinge denken, deren man sich erinnern kann, die man erlebt hat. Das Erlebte, die Erfahrung der Dinge ist die Voraussetzung unseres Denkens. Es gibt also keine „angeborenen Ideen“, wie man früher glaubte, Vorstellungen, die von der Erfahrung unabhängig sind. Weder die Idee Gottes noch die Idee des Teufels ist uns angeboren, ebensowenig sind es die Ideen des Guten, des Bösen, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Freiheit usw. Diese Ideen sind entstanden als die Summe der zu verschiedenen Zeiten unter den verschiedensten Verhältnissen gemachten Erfahrungen und haben deshalb auch je nach den Zeiten und Verhältnissen ihren Inhalt geändert.

Da höre ich schon den Zweifler. Wer von uns hat denn die Erfahrung Gottes gehabt, wer von uns hat Erfahrungen gemacht, aus denen er sich die Idee des Guten oder des Bösen abgeleitet hat? Wir haben ja alle diese Ideen, diese Denkbilder in uns, bevor wir die Fähigkeit gewonnen haben, unsere Erfahrungen bewußt zu verarbeiten.

Gewiß, alle diese Ideen sind in uns, ohne daß wir in jedem einzelnen Falle die entsprechende Summe von Erfahrungen gemacht haben. Diese Ideen scheinen uns angeboren zu sein. Wenn wir aber näher zusehen, so ergibt sich folgendes. Das Kind, das heranwächst, macht eine Reihe von Erfahrungen, hat eine bestimmte Summe von Erlebnissen, die das Material abgeben für sein Denken. Jedoch außer diesen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen wird dem heranwachsenden Kinde eine ganze Summe von Gedankendingen vermittelt durch die Erziehung. Wir wissen alle viel mehr, als wir durch eigene Erfahrung wissen können. Wir wissen, daß die Welt um uns, die wir niemals gesehen, so und so anzuschauen ist, daß dort diese und jene Völker leben, mit solchen und solchen Sitten, ja, wir lernen die Sprache eines anderen Volkes kennen, das wir niemals gesehen haben. Wir wissen das alles, weil wir davon gehört haben. Aber wir kennen die einzelnen Bestandteile dieser Dinge aus eigener Erfahrung. Wir haben zum Beispiel gehört, daß es Berge und Bergketten rings um uns gibt, Flüsse, Seen usw. Und wenn wir auch niemals eine Bergkette, einen reißenden Strom gesehen haben, so haben wir doch einen Hügel, haben Wasser geschaut. Wir haben diese Dinge erlebt. Auf diesem erlebten Material weiterbauend schaffen wir uns die ungefähre Vorstellung auch der nicht unmittelbar mit den Sinnesorganen erlebten Dinge.

In dieser Weise kommt auch das Gedankenbild, die Vorstellung Gottes zustande. Wir wissen von vielen Dingen und aus eigener Erfahrung, daß sie nur werden, wenn man sie macht, daß sie sich nur bewegen, wenn etwas hinter ihnen ist, das sie dahin oder dorthin verschiebt. Wenn man uns sagt, daß hinter der großen Welt, hinter der Welt, die fogar noch viel größer ist, als wir mit unseren Sinnesorganen erfassen können, auch einer steht, geradeso wie wir hinter den kleinen Dingen unseres kleinen Lebens, so glauben wir das, die Behauptung wird uns geläufig wie unsere eigene Erfahrung. Wir kennen ja die Bestandteile dieses Gedankendinges aus eigener Erfahrung: die Menschen um uns, das eigene wollende Ich, die alle täglich die verschiedensten Dinge bewegen und nach Gutdünken formen. Wir brauchen uns das alles nur größer, mächtiger vorzustellen. Die vieltausendjährigen Erfahrungen freilich, die der Mensch gemacht hat, um die Idee Gottes zu schaffen, wie ihn zum Beispiel die christliche Lehre vor-

stellt, braucht der einzelne heute nicht mehr zu machen. Er bekommt die Idee fertig geliefert von Kirche und Schule, von Eltern, von Bekannten, aus Büchern.

Da aber jeder einzelne an der eigenen Erfahrung anknüpfen muß, so sind auch die Gedankenbilder Gottes bei den einzelnen Menschen trotz der gleichen Belehrung sehr verschieden, je nach der Summe der Erfahrungen jedes einzelnen. Es ist ein hübsches Experiment, festzustellen, wie sehr verschiedene Kinder sich den lieben Gott vorstellen, je nach den kleinen Erlebnissen und Erfahrungen, die sie schon in ihrem Leben gemacht haben.

Alle Überlieferung ist nur möglich auf Grund von Erfahrungen. Einmal in dem Sinne, daß stets nur Erfahrung überliefert wird; und zweitens in dem Sinne, daß die überlieferte Erfahrung nur dann aufgenommen werden kann, wenn einzelne Bestandteile dieser Überlieferung uns schon gegeben sind aus eigener Erfahrung. . . . Noch eine letzte Frage. Wir haben gesagt, daß alles Denken ein Gedenken ist. Es beruht also auf dem Gedächtnis. Was ist das Gedächtnis?

Eine Empfindung hat eine „Spur“ in unserem Gehirn zurückgelassen. Wie kommt diese Spur zustande? Da müssen wir an ein anderes Kapitel der Lehre vom Leben denken, an die Lehre von der Arbeit der Muskeln. Man kennt die Tatsache, daß Muskeln, die häufig geübt worden sind, an Masse zunehmen, sie werden dicker. Könnte nicht ähnliches der Fall sein bei den Nervenzellen? Wir haben ja gesehen, daß alle Empfindung und Erfahrung Arbeit der Nervenzellen im Gehirn ist. Wir dürfen wohl annehmen, daß auch die Nervenzellen durch häufige Übung an Masse gewinnen.

Wenn das wirklich so ist, so könnten wir verstehen, wieso wir uns der Dinge erinnern. Nehmen wir folgendes Beispiel. Ich habe mehrmals eine Kirche gesehen, getastet, geschmeckt und ihren Namen gehört. Die Nervenzellen, durch deren Erregung mir die genannten Empfindungen gegeben sind, haben dabei durch Übung an Masse zugenommen — das ist zunächst eine bloße Annahme. Wenn die Nervenzellen an Masse zugenommen haben, so werden sie stärkere Erregungen geben, wenn Eindrücke, Erregungen an sie gelangen. Wenn ich nun nach einiger Zeit das Wort Kirche höre, so werde ich mich um so eher des Geschmacks und des Aussehens der Kirche erinnern, je häufiger ich diese Empfindungen gehabt habe. Denn so oft ich jetzt das Wort Kirche höre, geht ein leiser Eindruck, Anstoß von den Zellen des Gehirns, deren Erregung eine Gehörsempfindung ist, zu denjenigen Zellen, deren Erregung eine Gesichtsempfindung oder eine Geschmacksempfindung ist. Diese Zellen werden jetzt, wo sie an Masse zugenommen haben, schon mit einer Erregung auf den leisen Impuls antworten, der von den Zellen des Gehörgebiets kommt. Es wird eine Gesichtsvorstellung der Kirche hervorgerufen werden, ich habe mich jetzt an das Aussehen der Kirche erinnert.

Daß Nervenzellen bei häufiger Übung an Masse zunehmen, genau so wie der Muskel, ist durch Versuche nachgewiesen worden. Der Forscher, der dieser Frage nachging, verfuhr in folgender Weise: Er nahm einen Wurf von jungen Hunden und vernährte einem Teil dieser Tiere die Augenlider. Diese Tiere hatten also niemals Gesichtsempfindungen gehabt. Nach einigen Monaten tötete man sämtliche Tiere und untersuchte mit dem Mikroskop jenen Teil ihres Gehirns, wo die Zellen gelegen sind, durch deren Erregung die Gesichtsempfindungen vermittelt werden. Es ergab sich dabei, daß die Nervenzellen des betreffenden Gehirngebiets bei jenen Tieren klein geblieben waren, denen man die Augen vernährt hatte. Bei den anderen, sehenden Tieren dagegen waren sie viel größer geworden. Es hatten also diejenigen Zellen des Sehgebiets im Gehirn sich schlecht entwickelt, die keine Arbeit geleistet hatten, während die Zellen an Größe zugenommen hatten, die bei den sehenden Tieren stets Arbeit tun mußten. Sehen wir nun an Stelle der einfachen Empfindungen unseres Beispiels ein ganzes Bündel von Empfindungen, so haben wir den Vorgang, den wir im täglichen Leben Denken nennen.

Alles, was wir Seele nennen, ist Arbeit unserer Nervenzellen. Je mehr Arbeit diese leisten, desto rascher und besser das Gedenken, desto schärfer und klarer das Denken. Freilich gilt auch hier daselbe wie für die Muskeln: die Gehirnzellen können nur gute Arbeit leisten, wenn sie entsprechend ernährt werden und genügend Erholung haben. ○ ○ ○

## Der Seelenglaube.

Von B. Sommer.

(Schluß.)

Im Alten Testament ist das Anspeien, selbstverständlich unter Beifügung einer Verwünschung, noch mehrfach als Rachemittel erwähnt; noch bei uns ist es das Zeichen der tiefsten Verachtung. Aber unter

Segenswünschen ist das Anspeien ein vielhelfendes Zaubermittel. Der Krämer spuckt das ersteingekommene Geld an, damit es „hecke“, und alte Weiber pflegen „beschriene“ Kinder, das heißt ohne Segenswunsch belobte Kinder, unter solchem Wunsch anzuspucken. Auch wenn man heftig erschrickt, ist Ausspucken als Gegenzauber gegen etwaige schlimme Folgen äußerst wirksam. Jesu zauberte beziehungsweise heilte nach der Legende mit seinem Speichel. Die ersten Christen pflegten Täuflinge zwischen Teufelaustreibung und Öl salbung an Ohr und Nase mit Speichel zu bestreichen. Lateinisch ist salus, salvus Heil, Unverletztheit, der Speichel ist der Heiler: saliva. Besonders der nüchterne Speichel soll nach Plinius vor Gift und Zauberei schützen, — damit kann aber doch nur fremder gemeint sein, denn eigenen hat man jederzeit bei sich. Persius, Theophrast und Tibull stimmen Plinius bei, und daß der Speichel vielfach zum Zaubern diene, darf man aus Propertius schließen, der die Zaubermittel direkt arcanas salivas nennt. Auch dem Talmud, Traktat Sabbath, gilt der Speichel als Arznei. Nicht unmöglich scheint manchen Forschern auch ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen dem uns gebräuchlichen Wort „Spuck“ gleich Gespenst und der Nebenform „Spude“ für Speichel. Man muß aber bei solchen sprachlichen Ableitungen äußerst vorsichtig sein.

Fürsten sind nach der Anschauung mancher, sogar hochstehender Kulturvölker nicht allein „von Gottes Gnaden“, sondern geradezu gottbesehene, die Fleischwerdung, der Fettsich des Volksgottes. Demütige oder schlaue Wittsteller an den assyrischen König bezeichnen sich als „tote Hunde“, die der König, ihr Herr, lebendig gemacht habe durch den Lebensodem, den er in ihre Nase getan.

Vergleiche auch „die toten Hunde“

der Bibel, Samuel I, 24, 15; II, 9, 8 und 16, 9. Darum konnten die alten Könige nach dem Volksglauben auch durch bloße Berührung heilen. Noch von den französischen und englischen Königen des Mittelalters wird uns diese Betätigung hin und wieder berichtet. Auch von einigen römischen Kaisern ist uns bekannt, daß sie Heilungen vollbracht haben sollen vermittlels Handauflegung oder durch ihren göttlichen Speichel. Das Wort von der höfischen „Speichelleckerei“ ist also nicht bildlich, sondern eigentlich gemeint. Sueton erzählt vom Kaiser Vespasian, er habe zu Alexandria einen Gelähmten durch Berühren und einen Blinden durch seinen Speichel geheilt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Geschichten etwa dem Neuen Testament nachgezählt sind, da dieses damals noch gar nicht existierte. Die Annahme ist naheliegend, daß das Umgekehrte der Fall gewesen ist.

Atem, Blut und Speichel wiesen auf niedriger Kulturstufe auf das Herz als auf den Sitz der Seele hin. Vom Zweck der Lunge und der Drüsen hatte man ja selbst im frühen Mittelalter noch keine Ahnung. Davon abgesehen wußte man aus Erfahrung, daß die Verwundung des Herzens unvermeidlich den Tod zur Folge hatte. Das Wort „Herz“ wird dann auch noch bei uns für Mut und Gemüt verwendet.

Aber der alte Semit und auch der Jude in der Zeit vor dem Exil scheinen von dieser Bedeutung des Herzens noch nichts gewußt zu haben. Für sie trat der Unterleib mehr hervor, der für Verwundungen gleichfalls sehr empfindlich ist; besonders dünkte ihnen dessen größtes und auffallendstes Organ bedeutend, die Leber. Der Propheet findet in seinem tiefsten Schmerz nur den uns ein wenig komisch anmutenden Ausdruck: „Meine Leber ist ausgegossen zur Erde“ (Klagelieder 2, 11). Die glatte Oberfläche der Leber galt im Altertum geradezu als der Spiegel der Seele, weshalb auch die Leberchau das häufigste Orakel jener Zeit war. Früher nahm man wohl die Leber von Menschen, später von Schafen dazu. Es sind alte, schematisierte und beschriebene Lehr- und Musterlebern aufgefunden worden — in Babylonien aus Ton, in Italien sogar eine etruskische aus Bronze. „Die Leber, der Sitz der Seele nach antiker Auffassung, erscheint als ein Abbild des Weltganzen im Kleinen. . . Wie das Himmelsgewölbe, ist ihr Rand in 16 Regionen geteilt, in denen Götter walten und Zeichen geben können“ (Körte, die Bronzeleber von Piacenza). Die alten babylonischen Bibliotheken aber enthalten in umfangreichen Tontafelwerken Tausende von Beispielen, was die so verschiedenartigen einzelnen Befunde bedeuten. Die Orakel aus der Leber besaßen große Wichtigkeit auch für Staatsaktionen (Hesekiel 21, 21), und deswegen wurden jene Beispielsammlungen in Königsbibliotheken aufbewahrt.

Auch die Nieren und das Nierenfell wurden häufig als Seelensitz angesehen. In den nachexilischen biblischen Schriften werden die Nieren häufig als solcher genannt, auch ist nun von „Herz und Nieren“ zusammen die Rede (unter anderem Psalm 7, 10). Welche Rolle die Nieren nebst der Leber beim Opfer spielen, sieht man 8. Mose, Kapitel 8. Sie gehören gleich dem Blute der Gottheit.

Auch das Auge, das im Leben so hell blickt, im Tode aber gebrochen ist, galt verschiedenlich als Sitz der Seele. So vornehmlich in der Südsee, wo es beim Menschenraub dem Häuptling vorbehalten blieb. Die Ägypter scheinen die ersten gewesen zu sein, die infolge ihrer Kenntnis des Körpers durch das Mumifizieren das Gehirn als Seelensitz angesehen haben. Aber noch der Römer Cicero will ihre Auffassung nicht gelten lassen; er hält die Seele für das fünfte feinste Element, so daß sie sich nach dem Tode am weitesten von der Erde davon schwingt. „Ein so lebendiges Wesen aber kann nicht im Herzen oder Gehirn, auch nicht im Blute versenkt liegen.“ An anderer Stelle freilich gibt er den Kopf als deren Platz an.

Wie wir die Seele nicht mehr als ein Ding, eine Sache, einen fassbaren Gegenstand ansehen, sondern als eine Erscheinung, als ein bloßes Ergebnis der Tätigkeit unserer Nerven, so fassen wir sie auch völlig einheitlich auf. Solche einheitliche Auffassung hatte der Urmenich noch nicht nötig. Wir sahen weiter oben, daß die Fidschinsulaner aus der Erscheinung der hellen Wasserbilbesele und der dunklen Schattenseele eine Zweiseelentheorie gebildet hatten. Andere Völker nahmen an, daß beim Traum eine Seele auswärts weile, während eine andere, wenigstens eine Zeitlang, das Leben im Körper unterhalte. So die Kariben und viele andere Indianer, auch Bewohner Madagaskars und Indiens. Gewisse Eskimo bringen es gar bis auf drei Seelen in einem Körper, und damit sind sie nicht unklüger als der große griechische Philosoph Plato, der gleichfalls diese klassische Zahl der Seelen annahm: die Kopfsesele für das Denken; die Brustesele für Mut und Begeisterung; die Unterleibesele für die Begierden, das tierische Leben.

Die bisher mitgeteilten Tatsachen und Beispiele haben uns die Entstehung des Seelenglaubens auf ganz niedriger Kulturstufe veranschaulicht. Aus dem Seelenglauben hat sich auf etwas höherer Stufe der Glaube an ganz bestimmte mächtige, meist schädliche Geister entwickelt, die man sich durch Opfer günstig zu stimmen sucht. Mit Hilfe der Zauberei, die wir in früheren Aufsätzen kennen lernten, sucht man jetzt schädliche Geister zu bannen, gute in seinen Dienst zu stellen. Menschen, die sich eine besonders kräftige Seele zutrauen, üben das Zaubern als Beruf, kommen dadurch zu Ansehen und Macht. Wir haben also schon auf dieser Stufe die deutlichen Wurzeln aller späteren Religionen und Kirchen. Wir haben den Glauben an mächtige, übersinnliche Wesen, woraus später der Gottesglaube erwuchs. Wir haben den Versuch, diese Wesen durch Opfer oder Zauberei sich günstig zu stimmen, woraus die verschiedenen Kulte, das heißt heiligen Gebräuche und Formen der Verehrung sich entwickelten. Und nicht zuletzt können wir die Entstehung einer von den übrigen Volksgenossen abgeordneten Priesterkaste verfolgen, die sich besondere Kräfte und Seligkeit zuschreibt, und es dadurch zu außerordentlicher Macht und Ansehen bringt.

In welchen Formen diese Entwicklung vom Seelenglauben zur Religion vor sich ging, inwieweit hier die Fortschritte in der Nahrunsmittelerzeugung, dem Warenaustausch, der sozialen Gliederung und den politischen Verhältnissen mitgewirkt haben, davon sollen spätere Artikel ein kleines Bild entrollen.

Das Studium der Sitten und Anschauungen unter den heute noch lebenden Kulturlosen und Halbzivilisierten hat die entwicklungsgeschichtliche Religionswissenschaft erst möglich gemacht und damit der Theologie, die alle Religion auf göttliche Offenbarung zurückführt, den Todesstoß versetzt. Auch die vielen im Volksglauben und den heiligen Gebräuchen der Kulturvölker erhaltenen Überreste einstigen Seelenglaubens und Zauberverwesens haben uns wertvolle Fingerzeige gegeben.



### Der Sieger.\*

Es war Mitternacht. Im Gefängnis herrschte bedrückende Stille. Einformig, ununterbrochen ertönte nur der Klang der gleichmäßigen Schritte des Wächters. Die kleinen runden Löcher in den Türen der Zellen hoben sich schwarz vom Halbdunkel des Vorraums ab. Der Wächter warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf diese runden Löcher, als ob sie auf ihn gerichtete Todesaugen wären.

Nur im Zimmer des Gefangenenaufsehers war Licht. Dort saßen sich an einem Tisch zwei Männer gegenüber und blickten auf ein vor

\* Aus den armenischen Erzählungen von Awetis Aharonean. Eine kleine Auswahl ist in Reclams Universalbibliothek um 20 Pf. zu haben.

ihnen ausgebreitetes Blatt Papier. Das waren der Aufseher und sein Gehilfe. Sie bezeichneten mit einem Bleistift auf dem Papier die Namen der Gefangenen, die morgen vor Gericht kommen sollten.

Klirr, Klirr . . .

„Schon wieder!“ rief der Aufseher laut und warf den Bleistift aus der Hand.

„Was ist das?“ fragte der Genosse.

„Ein neuer Gefangener, der mit seinem lästigen Kettengerassel mich schon seit ein paar Tagen quält.“

„Warum macht er solchen Lärm?“

„Weiß ich, warum? Unaufhörlich bewegt sich der schmutzige Giau in seinem Hundesgefängnis, bemüht sich herumzugeschieben, und läßt mir keine Ruhe. Der Teufel hole diesen Dienst,“ und er schlug mit der Faust hart auf den Tisch, „so viele Jahre bin ich hier, und noch habe ich mich nicht an diesen höllischen Klang gewöhnt.“

Klirr, Klirr . . .

Wieder ertönte der widerwärtige Lärm, diesmal lauter, deutlicher. „Ich kann nicht,“ brüllte der Aufseher. „Ich kann es nicht anhören, wenn dieser Klang ertönt. Gestern nacht habe ich wegen dieses verfluchten Gerassels kein Auge geschlossen.“

Der Gehilfe fing an zu lachen.

„Warum lachst du?“

„Warum ich lache? Ein gelochtes Huhn wird auch lachen, wenn man ihm sagt, daß der Wolf vor dem Wölven des Schafes zittert. Wozu denn dein Zorn und deine Unruhe? Bringe ihn doch zum Schweigen.“

„Ich soll ihn zum Schweigen bringen, das ist leicht gesagt. Aber wie bringe ich ihn zum Schweigen?“

„Befiehl, daß er schläft.“

„Aber wenn er nicht schläft?“

„Bringe ihn zum Schlafen. Gibt es denn kein Mittel? Wozu sind denn die da?“ — Der Gehilfe streckte die Hand nach den an der Wand hängenden starken Seilen mit der Eisenkugel an den Enden aus. Er hatte erst kürzlich seine Stellung erhalten. Der verbrecherrische Eifer, Untaten auszuüben, leuchtete aus seinen Augen.

Klirr, Klirr . . . hörte man wieder das Schaudern verursachende Geräusch des rostigen Essens.

Der Aufseher dachte diesmal ein wenig nach. Er biß sich auf die Lippen und ging zornig hinaus. Er wandte sich nach der Zellentür, woher der Klang ertönte, öffnete die kleine Öffnung an der Tür und rief brüllend: „Du, Hund, Giau, warum verhältst du dich nicht ruhig?“

„Aber ich tue ja nichts,“ ertönte es von innen.“

„Warum machst du unaufhörlich Gerassel?“

„Die Ketten, die ihr mir gegeben habt, schlagen aneinander.“

„Warum bewegst du dich, daß sie klirren?“

„Was soll ich denn machen?“

„Schlafe, schlafe! sage ich, wenn nicht . . .“ der Aufseher schwieg. Schlafe, das ist leicht gesagt — dachte der Gefangene. Aber kann der unglückliche Freiheitskämpfer schlafen, der lebendig in ein düsteres Grab gesenkt wird und nicht die Überzeugung mitnimmt, daß die jahrhundertlangen Schmerzen, die Wunden, die Tränen und Seufzer seines geknechteten Vaterlandes zusammen mit ihm auf ewig in dieselbe Gruft versenkt sind?

Die Brust des Freiheitskämpfers war ein Vulkan, sein Kopf ein Gedankenmeer, das Gefängnis eng, die Ketten schwer. Aber ihr Geräusch war der furchtbaren Gewalttätigkeit entsprechendes Siegeslied, das seit Beginn der Welt unter den steinernen, dunklen Gewölben ertönte, wo die Freiheit sich wand und schrie, es dem unsterblichen Geist des Weltalls überlassend, ihre erlösenden Gedanken der Welt zu verkünden.

So war der Gefangene, und er schlief nicht.

Der Gefangenenaufseher enifernte sich, der Gefangene jedoch blieb einen Augenblick stehen, dachte nach und dann bewegte er sich wieder. Das Gefängnis war zu eng, als daß er umherwandeln konnte. Er bemühte sich, an der Wand kleine, ganz kleine Schritte zu machen. . . . Und die Ketten klangen, und die Finsternis wurde gestört. Klirr, Klirr . . .

„Ist dieser Nichtsmutz schon länger hier?“ fragte der Gehilfe den Aufseher, als er wieder eintrat.

„Vor drei Tagen hat man ihn erwischt. Er gehört zu den Schlimmen, er kann nicht schlafen. Ich glaube, dahinter steckt vieles; aber niemand weiß, wer und woher er ist.“

„Also wird er ihn befeigen?“

„Den Galgen? Freilich, wenn das Urteil bestätigt wird. Aber was für ein Mann das ist! . . .“

Sie schwiegen. Der Stoff eignete sich nicht zur Unterhaltung. Aber Verbrechen spricht man nicht viel; es scheint, es graut einem vor den eigenen Worten; um so mehr denkt man darüber nach.

Das Schweigen wurde durch ein erneutes Rasseln der Kette unterbrochen.

„Warte bis zum Tageslicht, Giau,“ murmelte der Gefangenenaufseher, „warte! . . .“

Der Gehilfe stand auf, sagte „Gute Nacht“ und ging hinaus.

Im Gefängnis herrschte wieder Schweigen, das jedoch noch lange durch das hin und wieder erklingende entsetzliche Rärmen der Kette unterbrochen wurde. Klirr, Klirr . . .

Es wurde hell. Das war die Stunde, wo den Gefangenen das Frühstück gegeben wurde.

„Jetzt wirst du auf ewig schlafen, Giau,“ murmelte der Aufseher, der sich mit einem Napf voll Essen nach der Zelle des unruhigen Gefangenen hinwandte. Er öffnete die Tür, trat ein und setzte die schmutzige Flüssigkeit auf den Boden hin.

Der Gefangene schlief noch; darum ging er vorsichtig hinaus. Er schloß die Tür wieder, aber er entfernte sich nicht davon, oder — richtiger — er konnte sich nicht entfernen. Ein unbestimmtes, aber starkes Empfinden hielt ihn an seinem Platz fest. Er legte sein Auge an das kleine Türloch und blickte starr hinein, ohne sich zurückziehen zu können. Die Erscheinung des Gefangenen war schön und erhaben. Seine offene breite Stirn war klar und prächtig wie die dahinter verborgenen Gedanken, das kraftvolle Gesicht von einem dichten, breiten Bart umgeben, der über der männlichen Brust, die mächtig auf und nieder ging, ausgedreitet lag. Das ganze Bild trug ein Etwas an sich, dem der Aufseher sich unterlegen fühlte. Etwas wie religiöse Furcht erwachte in seinem Herzen. Er versuchte, dies Gefühl, von dem er bisher noch nichts gespürt, zurückzudrängen. Nein, nein, er bedauerte ihn nicht. . . . Nun wird er langsam aufstehen, er wird sich dem Essen nähern, ein, zwei Löffel davon nehmen . . . und das Gift wird seine Wirkung tun. Dann wird er fernerhin nicht schlafen, mag er nicht schlafen. . . . So dachte der Aufseher, indem er auf den schlafenden jungen Mann blickte. Aber warum war er stehengeblieben, warum entfernte er sich nicht? — Das mußte er selbst nicht, und er wollte auch nicht darüber nachdenken; er suchte sich sogar einzureden, er sei stehengeblieben, um sich an dem Anblick des Todes, der Bindungen und Seufzer seines Opfers zu ergötzen.

Er täuschte sich.

Jetzt bewegte sich der Gefangene; er rieb sich die Augen, richtete sich auf und blickte umher. Wunderbar! Der Aufseher fing an zu zittern, seine Knie knickten zusammen. Also war der Mut, sich an dem Verbrechen zu ergötzen, Lüge! Aber hatte er nicht schon viele vergiftet? Der Gefangene stand auf, die Ketten machten wieder den alten Lärm, aber der Aufseher erzürnte sich nicht. Er entsetzte sich. Warum? Er vergiftete heute zum ersten Male jemanden mit eigener Hand. Die früheren Verbrechen waren nur auf seinen Befehl hin ausgeführt worden.

Der Gefangene näherte sich dem Speisnapf. Der Aufseher folgte jeder Bewegung. Seine Füße schwankten, er lehnte sich an die Tür, um nicht umzufallen. Nun nahm das Opfer mit aller Ruhe den Löffel in die Hand, als ob er eine ganz gewohnte Arbeit ausführte. Der Aufseher konnte den Anblick kaum mehr ertragen. Er wollte sich zurückziehen, aber er konnte nicht. Die Kette fing an, trocken zu werden. . . . Was hatte dieser stattliche, brave Mann ihm, dem Gefangenenaufseher, getan? Die herrliche Erscheinung, die wundervollen, flammenden Augen, das ganze junge Leben, womit verdiente es, diesem großen Verbrechen geopfert zu werden? Warum sollte er diesem Leben ein Ende setzen und auf die aller-niederträchtigste Art, durch Gift? . . .

Der Gefangene ahnte den Kampf, der sich im Gefangenenaufseher vollzog, und seine Ursachen. Er führte den Löffel zu der Speise und führte ihn langsam zum Munde, als die eiserne Tür sich lärmend öffnete, der Aufseher hereinstürmte, seine Hand ergriß und rief: „Warte, warte!“

Sein Gesicht war furchtbar. Der Gefangene sah verwundert auf den Mann.

„Warte,“ schrie wieder der Aufseher. Er keuchte, er schien zu ersticken, der Atem stockte. „Ich kann nicht, warte, bewege deine Ketten soviel du willst, mögen sie ewig lärmern, aber ich das nicht! . . . ich kann es doch nicht. . . .“ Und er entriß ihm das Gefäß und den Löffel, slog eiligst hinaus und schloß die Tür ab.

Der Gefangene verstand ihn. Auf seinem Gesicht leuchtete ein leises Lächeln, wie der traurige Schimmer der Abendröte. Er freute sich. — Unter dem steinernen Gewölbe, hinter der Tür, in verrosteten Ketten war er Sieger. . . .